



Martin Dieckmann | Hamburg

geb. 1956, Studium der Politikwissenschaft und Kunstgeschichte, politischer Sekretär bei der Gewerkschaft ver.di

dieckmann.martin@gmail.com

Gedanken zu Psalm 139

Wie auch immer man ihn annähernd gut übersetzen oder übertragen mag, dieser Vers ist wie ein Gebet meines ganzen Lebens geworden: „Du umschließt mich von allen Seiten (...).“ Das gilt auch für den weiteren Zusammenhang, in dem er steht und aus dem er weiteren Sinn erhält – den 139. Psalm. In nicht wenigen älteren Kommentaren wird dieser Psalm gepriesen um des Ruhmes eines allmächtigen Gottes wegen. Nun ist diese Allmacht hier in diesen Versen aber gar keine Macht über etwas oder jemand, es sei denn als Schutzmacht, sondern es ist eine Allmacht aus und zur Allgegenwärtigkeit.

Nirgends aber steht etwas von Jenseits, von Unendlichkeit dort und Endlichkeit hier, sondern in der Allgegenwärtigkeit verbinden und überschneiden und überschreiten sich damit verschiedene Zeiten. Wo auch immer ich bin, ist Gott bei mir und er ist schon da. Wird der zitierte Vers etwas genauer wiedergegeben, lautet er: „Du umschließt (oder: umgibst) mich von vorne und hinten.“ Dies kommt möglicherweise auf Dasselbe hinaus, es macht aber eine zeitliche Perspektive erkennbar: Dieser Gott ist zugleich hinter mir und vor mir auf meinen Wegen – und womöglich bleibt er zugleich in der Vergangenheit, wie er schon aus der Zukunft heraus auf mich wartet.

Gott, das ist hier nicht das dualistisch abgespaltene Unendliche – das sich so schwer ins Endliche einfinden kann, folgen wir nur unserer arg begrenzten Logik. Es ist die *Gleichzeitigkeit aller Zeiten*, in der keine Zeit aufhört, diese eine Zeit zu sein; und dieser Gott ist dann die radikale Transparenz – was in unserer Wahrnehmung bedeuten würde: Alles wie gleich nah zur selben Zeit zu sehen. In manchen Momenten, dann nämlich, wenn wir uns zurücknehmen und doch ganz „da“ sind in der Einlassung auf bloßes Schauen, können wir eine Ahnung von solcher Wahrnehmung haben. Sie ist in sich und aus sich heraus rein kontemplativ. Doch sind das alles nur Schlussfolgerungen aus dem, was aus diesem Psalm sehend gelesen werden kann.

Der Psalmist schreibt hier ein Liebeslied, voller Hingabe, fast jeder Vers könnte in einer Obertonreihe mitklingen lassen: „Dein Wille geschehe!“ Nirgends hält der Psalmist hinter dem Berg mit dem, was uns Menschen eigen ist. Er wandert durch alle Lebensphasen, von der Euphorie eines Flugs an den Strand in die Mor genröte bis dorthin, wo wir Menschen in tiefer Selbstverlassenheit finden – in Schwermut, Depression –, was hier Finsternis heißt. Gott hat den Menschen dort nicht hingeschickt. Aber er ist auch dort, wo der Mensch sich von Gott verlassen fühlt.

Man darf diesen Psalm wie alle anderen Psalmen nicht verharmlosen. Es ist so gut wie jedes Schicksal, bis hin zum Tod, vielleicht sogar zum Suizid, angedeutet. Dass es Gottes Anwesenheit selbst noch in der scheinbaren, durch Angst oder Fremd- oder Selbstentwertung bedingten Depression, in Leere und Schwermut gibt, das erinnert an Romano Guardini, der über die Schwermut schreibt: Der Schwermütige lebe „Wand an Wand“ mit Gott. Mag sein, es gibt keine Klopfzeichen. Doch hier, im Psalm, weiß der Mensch in seiner oder in fremder Finsternis, dass Gott da ist: „Du umschließt mich von allen Seiten.“

Für alle Theologie müsste dies eine Mahnung sein – sozusagen vom Ende aller Theologie aus: Wenn Gott alles weiß, er selber das Wissen von allem ist, wie geht es dann in der Welt zu? Der Psalmist würgt diese Frage nicht ab, aber er gibt es auf, darauf eine Antwort, die auf Gott passen würde, zu geben. Er wartet nicht mehr auf Antworten auf diese Frage, die dennoch mit jedem Hilfeschrei oder aber auch im Zorn – sogar auf Gottes Fehlen – in den Gebeten wiederhallt.

„Zu wunderbar ist für mich dieses Wissen, zu hoch, ich kann es nicht begreifen.“ Und: „Wie schwierig sind für mich, o Gott, deine Gedanken, wie gewaltig ist ihre Zahl! Wollte ich sie zählen, es wären mehr als der Sand. Käme ich bis zum Ende, wäre ich immer noch bei dir.“

Selbst also in dieser unrealistischen Perspektive, die Gedanken Gottes zählen zu können, es würde nichts ändern. Auch die Erforschung Gottes bringt kein anderes Verhältnis – Vertrauen, Glauben – hervor. Er wolle die Gedanken „des Alten“ lesen, hat Einstein einmal auf liebevolle Weise gesagt. Doch gerade die Naturwissenschaften entwerfen seit Jahrzehnten ein Wunder nach dem anderen. Je mehr Dimensionen und Universen sich auftürmen, desto unbegreiflicher wird alles: „(...) und käme ich bis zum Ende, wäre ich immer noch bei dir!“

Überhaupt dreht der Psalmist schon mit Beginn die neuzeitliche Frage nach der Erforschung Gottes um: „Herr, du hast mich erforscht und du kennst mich (...).“ Hier mögen andere Übersetzungen das Erforschen besser wiedergeben durch Kennen oder Erkennen – es ändert an der Perspektive nichts. Gott ist bei mir, hinter mir, vor mir, und er umschließt auch mein ganzes Leben. Denn mit ten in den Weiten, die der Psalm öffnet, die Reihe von Lebenswelten, Schicksa len, Momenten, Landschaften der Seele und ihren Sonnen- wie Unwetterzeiten, öffnet sich auf einmal eine Tiefe bis weit in die Erde.

Im Leben, Werden eines einzigen Menschen verwirklicht sich hier ein ungeheuerer Schöpfungsprozess. „Denn du hast mein Inneres geschaffen“, „mich gewoben im Schoß meiner Mutter“, und dies alles in einer Symbolwelt von Schöpfung und Fruchtbarkeit: „Als ich geformt wurde im Dunklen, kunstvoll gewirkt in den Tiefen der Erde, waren dir meine Glieder nicht verborgen (...).“ So dann auch das Ganze der Gleichzeitigkeit aller Zeiten: „(...) in deinem Buch war schon alles verzeichnet; meine Tage waren schon gebildet, als noch keiner von ihnen da war.“

Wie kann ich zu so einem Gott sprechen, der doch – wie der Psalm gleich zu Anfang sagt – jedes Wort schon kennt, bevor es auf die Zunge gerät? Muss ich alles als gottgegeben hinnehmen, so, als sei alles, was Menschen tun und einander antun, Gottes Wille? Was heißt dann: „Dein Wille geschehe“?

Genau dort, wo wir diese Frage an den Psalmisten richten können – weil wir noch immer die Antwort auf die existenzielle Frage suchen, die der Psalmist aber nicht erwartet –, bricht in das große Liebeslied der Hingabe der ganze Kampf im Hier und Jetzt ein. In das Liebeslied fügt sich auf einmal die Anrufung des Allmächtigen, um mit den Feinden Schluss zu machen. Wobei, das ist hier nicht unwesentlich, wie überhaupt in solchen Passagen der Psalmen, wo es auch mit gewaltförmigen Anrufungen zur Sache geht: Dabei geht es nicht einfach um Menschen, die den Sänger verfolgen, sondern ihn wegen seiner Treue zu Gott verfolgen.

„Soll ich die nicht hassen, Herr, die dich hassen, die nicht verabscheuen, die sich gegen dich erheben?“ Dies ist keine Hasspredigt, sondern eine ehrliche Klage, ein Heraustreten aus der reinen Passivität. Auch wenn uns heute eine solche Sprache nicht behagen mag, es ist die Sprache eines ganz im Diesseits gelebten Glaubens, vor allem auch der Verteidigung des Glaubens. Es ist das ganz und gar Menschliche, das die Allgegenwart Gottes für sich reklamiert und die eigene Not beklagt. Auch das ist – Gebet. Keine Schönfärberei, keine Alltagsmetaphysik, neben die große Poesie des Liebesliedes tritt die ganze empirische Existenz.

Denn Gott ist doch da. Wo aber ist er – jetzt? Dies bleibt offen. Der Psalm schließt allerdings nicht, ohne auch diesen Zorn auf die, die doch eigentlich Gottes Zorn verdient haben, wieder in die Hände Gottes zu geben. Es ist eine gedanklich und literarisch enorme Aufhebung dieses Zorns „des Gerechten“, der zwar bleibt, aber eben aus der eigenen Hand in die Hand, die alles hält, zurückgegeben wird: „(...) erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne mein Denken!“ Würde diese Bitte auch nur alle paar Tage von der Hälfte der Machthaber der Welt oder auch der Rebellierenden im Gebet gesprochen! Dies alles dann wieder in der vollständigen Hingabe, in der der Psalm auch begonnen hat: „Sieh her, ob ich auf dem Weg bin, der dich kränkt, und leite mich auf altbewährtem Wege.“

Wenn Gott in der Vergangenheit bleibt und aus der Zukunft auf uns zukommt, wird es immer wieder eine Antwort geben; nicht auf die Grundsatzfrage, der sich Gott als „Grund und Abgrund“ (Karl Rahner) entzieht, weil sich die Antwort unserem Denkvermögen entzieht. Die Antwort ist immer nur konkret, wird wie-derklingen – im Menschen, der sich selber diesen Fragen stellt. In ihm wird die Antwort sein, aber sie wird nicht von ihm sein – jedoch für ihn.